Zu sprechen
ka.
Eier
Hag
haben bei
Mk. 1.70
Kunden
Warburg.
verkaufen.
schwer
Warburg-Alt.
Mengen
Kaufmann?
einen
sein.
Haut- und
den.
endehandl.
n.-Str. 2.
Schlawein
Stein
Quick
Warburg, 58.

Die weiße Not.

Von Wilhelm Hochgreve.

Fast in jedem Winter das gleiche Erlebnis: Nach stürmischen Tagen plötzlich einsetzender Schneefall, der so stark ist, daß die Schneemassen selbst in den Tälern einen halben Meter hoch liegen. Die Sonne heuchelte allen, denen an soviel Schnee nichts lag, vor allem auch den Vögeln im Walde, im Felde und in den Gärten und dem Wilde da draußen vor, daß bald bessere Tage kommen würden. Aber ihr Versprechen war Lug und Trug und nicht nur das. Wo ihre Strahlen hintrafen, wurde der Schnee weich. Der Förster, der den wenig steilen Berg zur Wildfütterung hinanstieg, wurde naß unter der Joppe und hängte sie über den Rucksack, so brannte die seit Wochen nicht geschaute Wintersonne aus blauem Himmel herab. Als sie aber hinter den Waldbergen untergetaucht war, dunkelrot wie ein blutiger Teller, da schlug der Wind nach Osten um und holte den Frost. Der weiche Schneebrei wurde mit einer Eisschicht überhaucht, und sie bannte den Winter für längere Zeit.

Die weiße Not war da und stierte mit kalter unbarmherziger Fratze die Tiere des Waldes und Feldes an. Meisen, Kleiber, Kreuzschnäbel und Spechte schlugen sich ja notdürftig in ihrem weißen Walde durch, aber die Finken, Dompfaffen und Kernbeißer und die Schwarzdrosseln flogen zu den Menschen, um vereint mit dem kleinen Volke von der Landstraße, den Haubenlerchen, Sperlingen und Goldammern vom Geflügelfutter auf den Höfen oder auch von den Schutt- und Misthaufen sich dürftig zu nähren oder an Fütterungen zu naschen, wo's solche gab. Grimmert der Dachs, bei geringem Schnee und leichtem Frost durchaus kein Winterschläfer wie etwa die Haselmaus im Moose der Baumhöhlen oder im Heu des Wildschuppens, — bei diesem Wetter zog er doch vor, ganz im Bau zu bleiben und im warmen Moospolster, den er rechtzeitig im Nebelmond eingekarrt hatte, vernünftigeres Wetter abzuwarten, als wie der rote Vetter stundenlang auf dem alle Mäuse und sonstige Kleinbeute hoch zudeckenden Schnee herumzuschnüren und sich immer mehr Löcher in den schon mageren Leib zu holen. Aber was soll ein Fuchs anders gegen den Hunger tun als suchen, bis er was findet? Der Fette kann wohl klug reden! Böse hatten es auch die Füchse, genau wie das Nutzwild, in den ersten acht oder zehn Tagen der Zeit des hohen und harschigen Schnees, der ihre Hauptnahrung, die Mäuse, vor ihrem Fange schützte. Dann aber wurde es für die Roten besser, von Tag zu Tag, und manchmal gab's Festschmaus wie selten. Das Nutzwild nämlich, die Hühner und Fasanen im Felde und in den kleinen Gehölzen, ebenda auch und im Walde die Hasen, Kaninchen und Rehe, sie wurden immer matter vor Nahrungsmangel und Kälte. Für die Rehe ist besonders der hohe Schnee mit eisharter Decke, die Sonne und Frost schufen, gefährlich und oft verhängnisvoll, weil er ihre Bewegungsfreiheit hindert, ihren Blutumlauf dadurch unterbindet, sie faul und steif macht, schließlich — und das ist das Furchtbarste — die Decke an ihren Läufen aufreißt, wenn sie ziehen oder gar flüchten. Die wunden Stellen brennen und schmerzen, hindern immer mehr die Bewegung, reißen immer wieder und weiter auf, und der Wundschweiß, den schalen- und laufwundes Wild in den Fährten zurücklässt, verrät den Feinden, wo es was zu holen gibt. Marder und Iltis, Elster, Häher und die zwei im Frühjahr für das Jungwild und in solchem Winter auch für die größeren gefährlichen Schwarzen, zu denen sich meist die noch räuberische Graukrähe gesellt, sie durchlungern Feld und Wald, folgen den Rotfährten und umgeifern und umhassen das gefundene Stück, bis sie zuzufassen wagen, immer wieder, bis das kranke Stück nicht mehr hoch kann, an der Kehle gewürgt oder ihm die Lichter ausgehackt werden und die Hirnschale eingestoßen wird.

Schneller noch wird ein Fuchs mit solchem winterkranken Stück, und sei's ein starkes Altreh, fertig, und zwei oder drei tun noch raschere Arbeit, um zu dem langentbehrten Festschmaus zu gelangen, um den hohlen Leib endlich einmal wieder vollzuschlingen, voll bis zum Platzen, daß es zur Not drei Tage hinreicht, bis wieder eine Fährte frischen Schweiß zeigt. Die weiße Not! Noch andere und noch tückischere Feinde bringt sie auf die Beine, Aasjäger und Wilddiebe. Wenn der Mond hoch und hell steht und im Verein mit der weißen Decke die Nacht zum Tage wandelt, hocken die Schinder in ihren Löchern und verknallen ihre Schrotpatronen auf das arme Wild, das hungernd die Rübenblätterhaufen, eigens zu solcher Schlächterei auf's Feld gefahren, annimmt und oft mit dem Tod im Leib zu Holze flüchtet und dort unter furchtbaren Qualen verendet, wenn nicht ein Fuchs, in solchem Falle nur Erlöser, vorher ein rasches Ende macht.

Auf zwei Beinen geht auch das Raubtier, das die tückischen Drahtschlingen in die Wechsel hängt oder mit einem Köter den Wundfährten folgt, um das Wild zu hetzen und zu fangen, dem der Hoch- und Hartschnee das Flüchten erschwert und schließlich unmöglich macht. Die weiße Not!

Ein Winter mit hohem Schnee ist schlimm für unser Wild vom Kaninchen hinauf bis zum Rothirsch, vom Feldhuhn bis zum Auerhahn. Ein langer Winter mit Schnee, Tauwetter, Frost, wieder Schnee und wieder Tauwetter, dem dann abermals der Frost folgt, dazu noch mondhelle Nächte, solch ein Winter kann wieder decken, und viele Hegejahre gehören dazu, um die Lücken wieder auszufüllen, die die weiße Not in die Bestände riß, die weiße Not, die mit eisiger Riesenfaust die Natur in ihren Bann schlägt und unter unseren Wildbeständen furchtbare Auslese hält. Allen aber, denen mit dem Jagdschein die heilige Verpflichtung des Hegens übertragen wurde, ruft solche Notzeit immer wieder mahnend zu, daß sie mit allen Mitteln helfen und lindern sollen, mit Fütterungen und mit Schneepflügen, die Laufbahnen schaffen und die natürliche Aesung freilegen, mit der Ueberwachung der Fütterungen und des Reviers überhaupt und mit rücksichtsloser Bloßstellung aller Auchjäger, von denen man hört, daß sie der weißen Not in die Hände arbeiten.

Denn was verliert der Wald, wenn er sein Wild, seine Tierwelt verliert? Seelenlos starrt er uns an!

Aus dem Nachlaß

von Otto Ernst.

„Schuster, bleib bei Deinen Leisten" — der Racheschrei aller Schuster gegen — Hans Sachs.

*

Die Karikatur kommt der Wirklichkeit oft viel näher als eine naturalistisch echte Darstellung. Diese erzielt den Eindruck der Wirklichkeit meistens durch Detailschilderung und verwischt dadurch die charakteristischen Haupt- und Grundzüge.

*

Die Zeit heilt unsere Schmerzen nach Art eines Radiermessers; sie kratzt den Fleck vom Herzen weg, aber immer geht ein Stück vom Herzfleisch mit.

*

Es gibt Leute, die die Satire herabsetzen zugunsten des Humors und diesem allein Berechtigung zuschreiben. Beides muß sein: Humor und Satire. Der Humor ist der Hygieniker, der Luft und Sonnenschein und guten Wein und lauter solche Dinge verordnet. Der Satiriker aber ist der Chirurg, der schneiden und wehtun muß und manchmal ohne Narkose.

Synthetische Erzeugung von Thyroxin.

Nach langen Untersuchungen und Versuchen mit Schilddrüsenextrakt ist es endlich geglückt, die von der Schilddrüse erzeugte Hormone, das Thyroxin, auf synthetischem Wege zu bereiten. Diese Entdeckung eines Produktes, das wegen der großen Nachfrage einen Markt finden wird, dürfte zur Folge haben, daß die großen Schlachthäuser von Chicago mit einem ihrer gewinnbringenden Nebenprodukte nicht mehr konkurrenzfähig bleiben. Schon im Jahre 1904 gelang es, Adrenalin, das Produkt der Nebennieren, synthetisch herzustellen, und der jetzige Erfolg mit Thyroxin rechtfertigt die Hoffnung, daß auch die weit schwierigere Aufgabe der synthetischen Erzeugung von Insulin, dem Heilmittel für Zuckerkranke, bald gelingen wird. Das Material, das zur Synthese des Thyroxins verwandt wurde, bestand aus Kohlenteerprodukten und Jod.

New Yorks ewige Lampe.

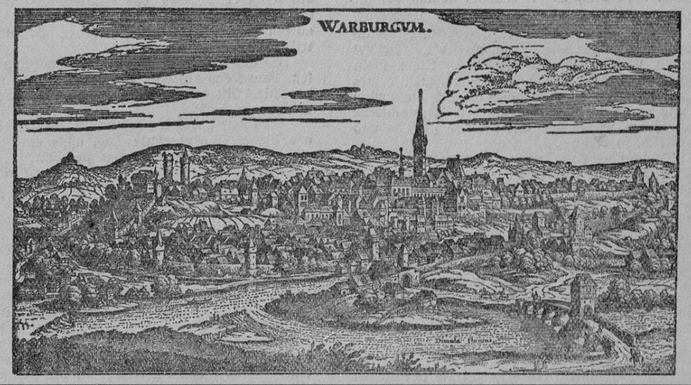
Einem alten Brauch zufolge werden vor der Wohnung des Oberbürgermeisters von New York sofort nach erfolgter Wahl zwei Straßenlaternen aufgestellt und feierlich angezündet; sie müssen während seiner ganzen Amtsdauer Tag und Nacht brennen. Diese Sitte stammt noch aus alter Zeit, als die Stadt noch ein kleines Oertchen war und der Bürgermeister der einzige Vertreter der Obrigkeit. O. K.

Belohnte Treue.

Am 21. Oktober 1806 kam Napoleon in recht schlechter Laune in Dessau an. Dem Fürsten Franz, der ihn mit dem Hut in der Hand vor dem Schloßhofe empfing, begegnete er anfangs sehr hochfahrend, wurde jedoch im Laufe des Tages durch die freimütige Art des Dessauer Herrschers gemütlicher gestimmt und schließlich so zutraulich, daß er den Fürsten sogar zu einem Besuch in Paris einlud, was dieser freilich dankend ablehnen mußte. Daher fragte ihn der Kaiser, ob er ihm vielleicht einen Wunsch erfüllen könnte, er möge ihn nur aussprechen, worauf „Vater Franz" die schönen Worte sprach: „Ich für meine Person bedarf nichts, aber um Schonung bitte ich für meine armen Untertanen, sie sind alle meine Kinder." — Auf einen Wink Napoleons an den General Bertier wurden alle Requisitionen im Dessauer Land für ungültig erklärt, jede Mißhandlung und gewalttätige Ungehörigkeit streng verboten und das Land für durchaus neutral erklärt. Napoleon ließ sogar einen Soldaten, der einer armen Witwe eine Kuh fortgenommen hatte, augenblicklich erschießen. Sein Benehmen dem Fürsten gegenüber war von seiner gewohnten Art derartig abweichend, daß seine Umgebung maßlos erstaunt war. O. K.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 1 | 5. Januar 1926 | 2. Jahrgang

Flüchtlinge.

Skizze von Georgi Raitschef.

(Autor. Uebersetzung aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia)

Die Frau stand vor der Endhaltestelle der Straßenbahn und sah die Welt wie im Traum, in schwerem, furchtbarem Traum, in einem Traum, von dem sie wohl wußte, daß er niemals enden würde.

Sie horchte auf die Weisungen der älteren Frau, wie weit sie fahren, wo sie aussteigen, wo sie wieder einsteigen, wo sie nach dem Krankenhaus fragen solle; sie gab wirklich acht und behielt alles. Fast sah sie die unbekannten Menschen, die ihr begegnen und die sie fragen würde. Und trotzdem war alles nur ein Traum. In ihrem Gedächtnis verflochten sich Tage, Wochen, Monate, ein endloser Wechsel von Ereignissen, Menschen und — Leiden, eines schwerer als das andere.

Dahinter stand die Vergangenheit — sechs Monate, und jenseits von ihnen — ihr Dorf. Doch diese sechs Monate waren wie ein dunkler Abgrund, gellend von den Schreien ertrinkender Menschen. Und jenseits des Abgrunds stieg hoch das Ufer empor, wo im hellen Lichte des Gottestages das stille Dörfchen schimmerte. Sie hatten ein Haus — es war ärmlich, aber es gehörte ihnen. Sie hatten ein Stückchen Land, Hausrat, Vieh. Doch da kamen böse, fremde Menschen, die nahmen Haus, Habe und Vieh und verschleuderten den Hausrat. Ihr Mann war ein junger, kühner Bursche, doch er fiel von einer Kugel durchbohrt. Und es blieben sie und die Alten und — das Kind. Sie flohen. Während der Nacht flohen sie — sie und das ganze Dorf. Der Weg führte sie in fremdes Land, nein, in ihr Land. Dort erwarteten sie die Brüder gleichen Stammes, erwartete sie Liebe, Freiheit und Glück. Ja, auch Glück. Warum nicht?

Schließlich würde man alles vergessen, alles — war doch ihr Kind, Welko, mit ihr. Es lebte und war gesund, das Kindchen, das liebe, arme ...

Dann ... dann — Regen, Schmutz, kalte Gebirge, die Eisenbahn. Ja, die Eisenbahn, und mitten im Winter die morschen Holzbaracken vor irgend einer Stadt. Den ganzen Tag heulten die Pfeifen; Züge kamen, gingen, kehrten zurück. Endete es damit, oder fing es damit an? Sie wußte es nicht — etwas dröhnte in ihren Ohren, ihre Gedanken wurden wirr, machten sie blind.

Und wieder diese Frau: Sie sollte einsteigen, aussteigen, die Leute nach dem Krankenhause fragen. Sie horchte zu und nickte bejahend mit dem Kopfe, aber ihre Ohren dröhnten, und vor ihren Augen tanzten rote Kreise.

Die junge Frau war mit den abgetragenen Kleidern einer Bäuerin von der thrazischen Küste bekleidet. In den Armen hielt sie ein kleines Kind, das in ein buntes, hausgewebtes Tuch gewickelt war. Ihr Gesicht war freundlich, aber erschöpft, gequält. Ihr Blick war ununterbrochen auf das Kind geheftet. Wenn sie ihre Augen davon wandte, so glühten sie mit mattem, scheuem Glanze wie der Blick einer Wahnsinnigen.

Die Straßenbahn hatte endlich umgedreht, das Geländer ward aufgemacht, und die Menge zog sie mit hinein. Die andere stieg ebenfalls ein, hieß sie sitzen, wiederholte ihre Weisungen und stieg wieder aus. Die Frau hörte, sah alles, und doch sah sie nichts, nichts als ihr krankes Kind. Es lag rücklings auf ihren Knien — still, unbeweglich. Unter den Kleidern hervor kam ein schweres, gleichmäßiges Atmen. Sein Gesicht war blutleer und gelb wie das einer Wachspuppe, die Augen blickten starr und gläsern. Das einzige Zeichen des Lebens waren die durchsichtigen Augenlider. Die Frau betrachtete sie. Sie hielten den Schlag ihres Herzens, ihren Atem aufrecht. Sie senkten sich langsam über die starren Augen, blieben so einige Augenblicke, dann öffneten sie sich langsam, indem sie wiederum verharrten bis zu neuem Senken. Das ganze Wesen der Mutter lebte im Takte dieses langsamen Oeffnens und Schließens der Lider. Ihr Atem bewegte sich unbewußt mit ihm. Die Leute umher erschienen ihr wie einige dunkle Flecken und — seltsam ... trotzdem sah sie alle, die beiden langen Reihen, fast fühlte sie, wie jeder sich bis zum Schmerze in ihr Denken bohrte. Sie quälten sie. Ach, ruhig waren alle! Der alte Mann, der gleichgültig durchs Fenster sah, die beiden Frauen, die einen Stoff besahen und sich darüber stritten. Dort las einer Zeitung. Zwei Mädchen lachten sorglos ... Blind waren diese Menschen. Sahen sie denn nicht, wie krank ihr Kind war? Wie es auf ihren Knien lag, wie schwer es atmete, wie im letzten Kampfe vielleicht.

Mit dem Kinde stand es wirklich schlimm. Vielleicht kam es von der schwülen Luft, vom Stoßen des Wagens. Wenn es stürbe! Wenn ihr Welko sein Leben aushauchen würde! Nein, das konnte nicht sein! Konnte es nicht sein? Nein! Sie hob es, drückte es an ihre Brust, neigte den Kopf zu ihm. Ihre Lippen berührten fast die seinen, als wolle sie ihren Atem in seine kleine schwache Brust einhauchen. Wenn es stürbe! Hier! Unter diesen fremden Menschen, in dieser fremden Stadt! Wäre es wenigstens daheim — im Dorfe ... Ja, das war es, woran sie sich erinnern wollte. An das Dorf. Und an einen Morgen. Und an eine Frau. So eine komische Frau, arm und komisch. Sie hatte ein Kind, das starb. Klein, gelb, mit vorgewölbter Stirn ... Sie hatte gehört, daß sie die ganze Nacht gemeint, es gliebkost, beim Namen gerufen habe, es solle aufstehen. Doch wie konnte man über so ein winziges, schwaches, gelbes Kindchen weinen! Viele lachten. Auch sie lachte. Sie und ihre Freundin Kalina — Mädchen war sie damals noch — sie lachten. Als sie es hinaustrugen, warf sich die Frau auf die Leute, entriß ihnen das Kind, ließ nicht zu, daß man es begrub. Aber warum hatte sie damals gelacht? Warum? Das hätte sie nicht tun dürfen. Plötzlich erstarrte ihr Herz in abergläubischer Furcht: Auch ihr Kind würde sterben! Welko, Welko! murmelten lautlos ihre Lippen. Welko, schau mich an, mein Kind, sieh, Mama ruft dich, Mama ... Ach, wie munter war es gewesen, hatte die Händchen zu ihr ausgestreckt, wie süß hatte es gelacht ... Welko!

Sie hob den Kopf, sah sich ängstlich um. Oh, was für böse, fremde Menschen — sie schwiegen und schauten. So schien es ihr. Und alle verfolgten sie schon lange schweigend, als ob sie den schweren Hauch des Todes fühlten.

Der alte Mann senkte den Kopf und fragte: „Ist es krank, Frau?" — Sie nickte bejahend mit dem Kopfe. — „Wohin fahren Sie?" — „Man schickt mich ins Krankenhaus ..." „Das hätte man früher tun müssen, früher!"

Der alte Mann schüttelte den Kopf. Die Frau sah ihn ängstlich an. Früher! Wirklich, warum war sie nicht früher gegangen, warum hatte sie auf diese Frauen gehört und war nicht schon vor einem Tage, vor zwei, drei gegangen ... Oh, fahrt, fahrt schneller! Warum hält man? Die Wagen müssen sich ausweichen. Warum wartet man denn noch? Warum kommt der andere nicht? Und wie sie lachen, wie sie ruhig sind, die beiden Männer mit den Mützen. Nein, sie wollen absichtlich ihr Kind sterben lassen, darum halten sie. Sie fahren weiter! Schneller! Fahrt, fahrt! Welko, Welko, Mamas Welko ... Atme, mein Kind! ... Sieh mich an! Mama ist bei dir, Mama, mein Kindchen ... Ihre Arme drückten es unbewußt an sich, sie neigte sich immer tiefer und verstand nicht: Warum hob sich die kleine Brust nicht mehr, warum waren die Aeuglein so gläsern und das Mündchen so bleich, so bleich ...

Stimmen wurden laut — eine, dann eine zweite und eine dritte: „Halt! Halt! Seht Ihr nicht? Das Kind stirbt!"

Man hielt. Die Leute sahen sie an. Die Frau saß auf ihrem Platze wie zu Eis erstarrt. Sie sah nichts, hörte nichts, verstand nichts. Frauen traten herbei, richteten sie auf.

„Frau, hören Sie, stehen Sie auf, steigen Sie aus und kehren Sie um. Wohin wollen Sie noch gehen?"

Sie fühlte, daß Hände sie emporzogen, führten, aus dem Wagen zerrten. Wo war sie? Wo? War sie wach? Schlief sie? Träumte sie? Was war das für eine Straße? Diese Menge Menschen, die Läden. Wo war sie? Einen Augenblick, zwei ... will sie aufschreien. Da packt sie jemand beim Ellenbogen — ein Schutzmann.

„Nicht stehen bleiben! Sie sind im Wege! Gehen Sie!"

Ach ja, sie sollte gehen, laufen! Und sie stürzte sich mitten unter die Menschen, lief durch die Straßen. Vorwärts, vorwärts, immer vorwärts! Sie wagte nicht, innezuhalten sich umzuwenden. Eisiges Entsetzen durchdrang sie. Hinter ihr her lief jemand ... es war der Tod. Er kicherte und streckte die Hand aus, um ihr das Kind zu nehmen. Jetzt, einen Schritt noch — noch einen — er erreicht sie, erwürgt sie und das Kind ...

Winter.

Weiße Kälte, weißes Schweigen,
weißer Flocken stummer Reigen,
und der Himmel tief verhüllt ..
Lust und Leid sind längst gestillt.
Längst gestillt und überwunden,
nun die Zeit der weißen Stunden,
nun sich Gut mit Bös versöhnte,
Leben sich an Tod gewöhnte ...

Irma Karl.

Ausklingen lassen!

Von Geheimrat Dr. Alfred Biese-Frankfurt a. M.

Eine große Kunst des Komponisten einer Sonate oder Symphonie oder Fuge besteht darin, daß er die flutenden Wogen der Töneweise bändigt und allmählich abebben läßt, daß er die Harmonie langsam ausklingen läßt. Daraus ergibt sich für den Dirigenten die Pflicht, diesen Wechsel der Tonbewegung zum deutlichen Ausdruck zu bringen, jede Fermate, jeden Ruhepunkt auch in seiner Flüchtigkeit zu beobachten und die Melodien in ihrem vollen Gehalt sich offenbaren zu lassen. Aber auch in der Lyrik, sei es eine Ballade oder ein Lied, ist es wichtig, daß der Dichter das Motiv ausschöpft und zu einem befriedigenden, sei es überraschenden und erschütternden oder erlösenden Ausklang bringt. Oft wirft erst die Schlußzeile oder -strophe das rechte Licht auf das Vorausgehende. Wie oft ist man bei einem Roman oder einer Novelle enttäuscht, wenn die angeschlagenen Töne in den Geschehnissen nicht voll ausschwingen in überzeugender Folgerichtigkeit. Auch beim Genusse des Schönen und Erhebenden in der Kunst muß man das Empfinden, die geweckte Stimmung nachzittern lassen, anstatt sie sofort abzubrechen; es ist grausam und barbarisch, wenn im Konzertsaale nach jedem einzelnen Liede oder Klavier- oder Geigenvortrag der so unharmonische Beifallssturm losbricht und alles stille Nachklingen zerreißt. Ebenso ist es Barbarei, in einem Bande von Gedichten eins nach dem anderen aufzunehmen, anstatt nachfühlend, einfühlend zu verweilen. — Aber auch im gewöhnlichen Leben hat die Mahnung: „Ausklingen lassen!" ihre tiefe Bedeutung. Wenn dir eine reine große Freude zuteil wird, wenn dich die Liebe mit ihrem Zauberstabe berührt, wenn sich ein neues festes Freundschaftsband knüpft, koste solch Glück aus! Laß es singen und klingen und ausschwingen in deinem Herzen! Aber auch bei einem schweren Schicksals-Schlage, der dich trifft, bei bitterer Enttäuschung, bei tiefstem Leid, in dem du nicht weiter leben zu können wähnst, glaube nicht, daß du den Stachel aus deinem Herzen mit Gewalt reißen oder durch Zerstreuung und Ablenkung ein Vergessen herbeiführen kannst. Leid will Zeit haben, fordert Geduld, Hingabe — Ausklingen lassen Dann hat es eine klärende, stählende Kraft, anstatt das Herz zu verbittern, zu verhärten und zu versteinern.

Der Fluch unserer Zeit ist die Unraft. Sie läßt das Reifen eines Gefühls und die Ruhe zur Empfindung so selten aufkommen, daß viele sie gänzlich verlernen. Aber in ihr allein liegt das Heil der Seele.

Mlani.

Skizze von Wolfgang Weber.

Draußen mochte es regnen. Hie und da durchdrang einmal ein schwerer Tropfen das Blätterdach und fiel klatschend auf die verfaulende Rinde eines gestürzten Baumriesen oder in eine der Sumpflachen, aus denen Luftblasen aufsteigen und träge zerplatzen.

Es war totenstill, Affen und Papageien mochten schon schlafen. Nur Namas Gesang ließ sich hören, ein paar Dutzend Schritte vor mir. Mit seinem Beil schlug er den Weg durch die Lianen, Schlag um Schlag.

Das war heute der zehnte Tag in der bleiernen Atmosphäre des Urwalds, der zehnte Tag, ohne ein Zelt aufschlagen oder einen freien Atemzug machen zu können ...

Die Träger waren weit zurück. Knietief sanken sie bei jedem Schritte ein, oft mußten sie auf einen Baum steigen, um sich ein wenig auszuruhen.

Um mich herum war niemand zu sehen — nur Mlani folgte mir wie mein Schatten. Ich sah ihn kaum. Aber wenn es hieß, über ein Hindernis zu springen oder über einen schlüpfrigen Baumstamm zu klettern — dann waren es seine Hände, die im Halbdunkel die meinen faßten und mich führten und mir halfen. Er war der Letzte, den ich abends sah, und der Erste, der morgens vor mir stand, mochte ich erwachen, wann ich wollte. Nie werde ich die Morgenstunden vergessen, an denen ich Mlani, vor meiner Hängematte stehend, erblickte, oft bis zu seinen schwarzen Schenkeln im Sumpf steckend, aber stets mit lachender Miene und einem dampfenden Kaffeetopf in der Hand ...

Mlani hinkte ein wenig. Er hatte eine schnurgerade Narbe am Bein, wie sie unmöglich von einem Leoparden oder Elefanten stammen konnte; aber ich vermied es, ihn auszufragen. Er schämte sich, mit mir über sich selbst zu sprechen.

Aber eines Tages hat er mir doch sein Geheimnis erzählt. Unsere Leute waren weit, weit zurück, und Nama war sein Beil zu schwer geworden. So setzten wir uns auf einen Stamm und warteten.

„Sag' einmal, Mlani," fragte ich ihn, „bist du nie verheiratet gewesen wie deine Kameraden?"

Da wurde er plötzlich grau — so etwa, wie wenn wir Weißen erbleichen — und er sah auf seine Narbe. Ich ließ ihm Zeit, und nach ein paar Minuten begann er ganz von selbst.

„Ja, Bwana, ich habe eine Bibi gehabt, aber jetzt ist sie fort."

„Bist du gern mit ihr zusammen gewesen?" fragte ich ihn. Ich suchte vergebens nach einem Wort in seinem Dialekt, das unserem Begriff des Liebens entspräche.

„O ja, Bwana, sehr gern," antwortete er, „aber nach acht großen Regenzeiten kam ich einmal von der Jagd nach Hause, da fand ich sie in der Hütte Katulas, meines Nachbarn. Da war ich traurig. Und dann kamen meine Freunde und lachten und sagten: „Siehst du, Mlani, jetzt hast du zwei Kühe für deine Frau bezahlt, und Katula hat gar nichts bezahlt und sie dir weggenommen."

Und als dann meine Bibi wieder in die Hütte zurück kam, rief ich sie her und sagte: „Wenn du noch einmal fort gehst, werde ich mich vor deinen Augen mit diesem Messer in das Bein schneiden." — Aber da lächelte sie und sagte: „Dazu hast du keinen Mut, Mlani, das würde nur Katula tun!" — Da auf einmal zitterte ich am ganzen Körper, nahm das Messer und schnitt mich ins Fleisch. Aber ich hatte zu tief geschnitten, ich fiel hin und konnte nicht mehr aufstehen.

Da lachte meine Frau, ganz laut, und dann sagte sie: „Jetzt kannst du ja nicht mehr gehen! Katula ist der beste Läufer von allen Bomas, aber du, du kannst nicht einmal aufstehen, du Krüppel!" Dann packte sie ihre Kalebassen und ihre Felle, sie nahm Mais, so viel sie tragen konnte, und ging hinüber in die Hütte Katulas.

Als ich wieder gesund war, bin ich fortgegegangen von der Boma und immer herumgezogen mit den Wazungu." —

Mlani stand hinter mir, als er das erzählte. Als ich mich umwandte, schrak ich fast zurück. Ich blickte in ein gutmütiges lachendes Gesicht. Kein Fältchen, kein Schimmer von Traurigkeit war darin. — —

Mlani ist tot. Der Giftpfeil einer Pygmäe, der vielleicht mir galt, hatte seine schwarze Haut gestreift, und ein paar Stunden später war er gestorben, ohne mit der Wimper zu zucken.

Er war mein Freund gewesen, fühlte ich, in dieser Welt mit den seltsamen Pflanzen und den kreischenden Papageien, in dieser Welt, die von einem anderen Teil der Erde getrennt schien wie zwei Planeten voneinander.

Sein Bruder, der ihn begleitet hatte und zu meinen Trägern gehörte, stand neben ihm. „Mlani ist schnell gestorben er hat nicht lange leiden müssen", sagte ich leise. Aber sah ich recht? — Er blickte mich lachend an und sagte mit der fröhlichsten Miene der Welt: „Ja Bwana, furchtbar schnell ist er gestorben!"

Ich war zu starr, um zornig zu werden. „Bist du denn gar nicht traurig, wenn dein Bruder stirbt", fragte ich.

Da sah er mich ganz verständnislos an und sagte langsam mit einem fast heiligen Ernst, der mir jeden Vorwurf von den Lippen scheuchte:

„Wenn mein Bruder tot ist, o Bwana, dann müssen wir uns doch freuen und bedanken, daß wir nicht diejenigen sind, die sterben mußten — —"

Dann hoben ihn seine Kameraden auf und trugen ihn an eine sumpfige Stelle des Rukarara-Flusses. Langsam sah ich seinen Körper tiefer und tiefer sinken, bis sich der Schlamm über seinem Kopf wieder glättete.

Dort ruht Mlani aus; eine Wegstunde von den Quellen des Nils entfernt.

Hans.

Skizze von Anna Mosegaard-Flensburg.

„Kinder sind wie wärmende Sonnenstrahlen, ihre Seelen gleichen blankgeputzten Fensterscheiben; man muß nur verstehen, richtig hinein zu schauen, und wird täglich neue Schönheiten darin entdecken."

So ungefähr sagte mir eine Lehrerin, die ich in einer Kuranstalt kennen und schätzen lernte.

Welch prächtige Mutter wäre sie wohl geworden! Da ihr dieser heiligste aller Berufe aber versagt war, hatte sie sich dem der Jugenderzieherin gewidmet. Und sie fühlte sich glücklich bei ihrer Arbeit. Viel Schönes hatte sie mir erzählt aus ihrer langjährigen Tätigkeit als Volksschullehrerin. Wie sie geliebt und verehrt wurde von ihren kleinen Schülern und Schülerinnen, das konnte ich aus den vielen Briefen und Karten ersehen, die sie an ihrem sechsundvierzigsten Geburtstage von den Kindern bekam. Eine Karte fiel mir besonders auf. Ein etwa zehnjähriger Knabe mochte sie geschrieben haben. Da stand kurz und bündig: „Kommst Du nun bald wieder? Sind Deine Kopfschmerzen nun ganz weg?" Und am Schlusse, dick unterstrichen: „Dein Hans."

Fräulein Weiß las die Karte ein paarmal und lächelte. — Das „Du" befremdete mich. — Sie lachte heiter, fast übermütig: „Hans hat ein Recht darauf. Er ist mein Freund, wenn Sie es hören wollen, mein ‚Verlobter.' —

Und sie erzählte mir die Geschichte von ihrem Hans. Als sie ihn kennen lernte, war er ein richtiger kleiner Tunichtgut. Ungewaschen, ungekämmt kam er zur Schule. Seine Schularbeiten machte er selten. Dazu war er trotzig, mürrisch, mit einem Wort ihr Schmerzenskind. Bei Hans versagte ihr pädagogisches Talent. Eines Tages, als sie ihn fragte, warum er seine Schularbeiten gar so flüchtig mache, sagte er trotzig: „Das ist gut genug für Sie."

„Hans, Du lernst aber doch nicht für mich sondern für Dich, damit Du einmal ein tüchtiger Mensch wirst", mahnte sie. Da senkte er mürrisch den Kopf und schwieg. Fräulein Weiß hieß ihn nachsitzen. Wer aber davonlief, das war Hans. Am nächsten Tage nahm sie ihn mit hinaus auf den Korridor und fragte ihn gütig, wie er es wagen könne, so allen Geboten der Schule zu trotzen. Da sahen seine blauen Augen sie groß an. Zum ersten Male offen und vertrauensvoll. „Ach, das ist nur wegen der anderen," sagte er, „die lachen mich aus, wenn ich artig bin."

„Hans, Du weißt doch aber, daß ich darüber sehr traurig bin."

„Du bist — traurig?" sagte Hans erstaunt, zum ersten Male das vertrauliche „Du" gebrauchend.

Fräulein Weiß überhörte es absichtlich.

„Ja, ich bin sehr traurig darüber."

„Aber Du haust mich doch nicht?"

„Nein, aber ich bin trotzdem traurig."

„Dann will ich von morgen ab gut sein. Bist Du dann nicht mehr traurig?"

„Nein, Hans. Dann freue ich mich." — Da blitzte ein Sonnenstrahl aus seinen Augen. Und er hielt Wort.

Eine Zeit lang ging alles gut. Fräulein Weiß hatte Hans in seinem Elternhause aufgesucht. Was sie sah, machte den schmerzlichsten Eindruck auf sie. Der Vater ein Trinker, ein brutaler Mensch. Die Mutter verbittert. Verwahrloste Kinder. Ein trauriges Heim. — — —

Eines Tages war alles wieder beim Alten. Hans kam mit einer guten halben Stunde Verspätung zur Schule. Ungewaschen, das wirre Haar tief in die Stirn hängend, ohne Schulbücher und ohne ein Wort der Entschuldigung setzte er sich auf seinen Platz.

Ein Gekicher hub an. Da legte Hans den Kopf auf den Tisch und weinte. Fräulein Weiß gab der Klasse eine Schreibarbeit auf und setzte sich zu Hans.

„Komm, Hans, wir beide gehen ein bißchen hinaus" Willig folgte er ihr. Schluchzend brach es hervor: „Ich kann doch meine Bücher nicht holen, waschen konnte ich mich auch nicht! Und ich hab' so'n Hunger!"

„Warst Du denn nicht zu Hause, Hans?"

„Nein!"

„Warum denn nicht?"

„Vater und Mutter zanken sich. Vater war wieder betrunken. Er hat die Mutter gehauen. Und uns auch. Alle hat er rausgeschmissen. Mutter und Leni haben im Stall geschlafen. Wir anderen in einem leeren Schuppen."

Und wieder schüttelte ihn das krampfhafte Weinen.

Fräulein Weiß zog das verwahrloste Kind in ihre Arme. „Das ist allerdings sehr traurig, mein kleiner Hans. Na, vorläufig bleibst Du bei mir. Willst Du das?" — „Ja!" — „Komm, dann wollen wir Dich erst einmal waschen. — Siehst Du, so!" — „O, das tut gut, Fräulein", sagte Hans, den Kopf unter den Wasserhahn haltend. — „So, und nun frisch gekämmt. Nein, sieh doch einer an, wie hübsch der Hans nun ist. So, nun komm mit mir." — So führte sie ihn zu ihrer alten Mutter, die mit ihr im Schulhause wohnte. Freundlich reichte die alte Dame ihm die Hand. Sie flickte ihm sogar den großen Riß, den seine Hose aufwies. Dann deckte sie den Frühstückstisch. Eine Schüssel voll kräftiger Hafergrütze stand in der Mitte. Dazu frische Milch. Frau Weiß füllte einen Teller bis zum Rande, streute reichlich Zucker darauf und schob ihn Hans zu. „So mein Junge, nun iß!"

Da löffelte Hans darauf los, bis der Teller leer war. Seit diesem Tage waren die beiden die besten Freunde. Auch als Hans in eine andere Klasse versetzt wurde, blieb er ihr Freund, der mit eifersüchtiger Liebe über sie wachte.

Eines Nachmittags, als Fräulein Weiß die Mädchen in Handarbeit unterrichtete, näherte sich mit lautem Surren ein Flieger am Horizont. Die Mädel rutschen unruhig auf den Bänken hin und her. An Arbeiten war ohnehin nicht zu denken. Welch ein Jubel, als Fräulein Weiß sagte: „Na, legt nur die Nadel hin und folgt mir hinaus auf den Schulhof, damit wir uns den Vogel näher besehen können." — Fräulein Weiß holte ihren Feldstecher, der die Runde durch die ganze Klasse machte.

Am nächsten Morgen, lange vor Schulanfang, klopft es an ihre Wohnstubentür. Sie öffnet. Da steht Hans mit besorgtem, verdrossenem Gesicht. Nicht einmal „Guten Morgen" sagt er, sondern fällt gleich mit der Tür ins Haus. „Du hast einen Kieker?" — „Ja, Hans, den habe ich." — „Hast Du den gestern gekauft?" — „Nein, den habe ich schon lange." — „Warum hast Du mir den nicht gezeigt?" — „Hans, es war noch kein Flieger da gewesen, sonst hätteſt Du ihn sicher schon früher gesehen." — „Kann ich ihn jetzt sehen?" „Ja, das darfst Du!"

Gewichtig nimmt Hans den Feldstecher und guckt damit zum Fenster hinaus, hinauf ins Himmelsblau. Obwohl er gar nichts sieht, denn er hält ihn verkehrt, gibt er ihn befriedigt zurück: „So, nun ist es gut!" Und Hans trottet erleichtert davon.

Ein andermal. In der Schule ist etwas Großes passiert. Fräulein Winter, die zweite Lehrerin, feiert Hochzeit.

Fräulein Weiß hat an diesem Tage Fräulein Winters Klasse mit zu unterrichten. Jungen und Mädchen sitzen heute einträchtig bei einander. Mitten im Unterricht hebt ein kleines Mädel, dessen Gedanken scheinbar ganz bei Fräulein Winters Hochzeit sind, den Finger.

„Na, Maria, was willst Du denn?" — „Fräulein Weiß, Sie sollten lieber auch bald Hochzeit machen", sagt die Kleine altklug. — „So, warum denn das?" — „Ja, dann kriegen Sie einen Mann, dann haben Sie es viel besser." — „Ja, Fräulein, der kann doch mit in der Schule helfen", fällt ein allerliebster Blondkopf ein. — Fräulein Weiß lächelt. „Ich will mir das mal überlegen, Kinder."

Da schnellt Hans von der Bank auf. „Nein, Du sollst Dich nicht verheiraten!" — „Aber Hans, warum denn nicht?"

„Ach nein, Du weißt doch, zuerst da ist alles so gut und fein, aber nachher, da trinkt der Mann und haut die Frau — und die Frau schimpft und haut dann auch — —", ratlos sieht Hans sie an.

Fräulein Weiß sucht zu trösten, abzulenken. „Aber, Hans," sagt sie gütig, „alle Männer trinken und schlagen doch nicht."

Hans aber bleibt unerbittlich: „Nein, nein, Du sollst es nicht tun. Du nicht!" Angst brennt in seinen großen, blauen Augen.

„Na, wir wollen mal sehen, Hans."

Das macht ihn noch aufgeregter. „Nein, ach nein, tu es doch nicht!" bettelt er. Und dann mit todernstem Gesicht: „Ja, wenn Du aber doch so gern einen Mann haben willst, dann warte doch lieber, bis ich groß bin. Mich kennst Du doch, Du weißt doch, daß ich nie trinken werde, wenn ich groß bin. Ich werde Dich auch ganz gewiß nie schlagen."

Erschöpft läßt Hans sich auf die Bank sinken.

Die kleinen Mädel schubsen sich gegenseitig. Sie flüstern und lachen. Fräulein Weiß aber zieht in mütterlicher Liebe den Knaben in ihre Arme. Schützend legt sie ihre Hand auf seinen Blondkopf und sagt ernst und liebevoll: „Ja, Hans, dann will ich doch lieber auf Dich warten."

Ein verhängnisvoller Diamant.

Im Jahre 1913 wurde in Südafrika die „Goldene Morgenröte" gefunden, ein außerordentlich schöner Diamant, der jedoch seinen Besitzern Unglück zu bringen scheint. Kapitän Lucas, der den Stein lange Zeit in Besitz hatte, schreibt manches Unglück in seinem Leben diesem Stein zu und hat deshalb die Goldene Morgenröte, deren Wert auf anderthalb Millionen Mark geschätzt wird, für etwa 90 000 Mark veräußert. Der Käufer war der Aga Chan, jener Hindufürst, dessen Gemahlin Prinzessin Theresia wenige Tage nach dem Abschluß des Kaufvertrages starb. Jetzt will auch der Aga den Stein wieder verkaufen, der seinen Besitzern mehr Unglück als Befriedigung zu bringen scheint.